

Ein Feminismus des Alltags

Theologinnen erzählen von
ihrem Zusammenleben mit Kindern

Wie leben feministische Theologinnen mit Kindern zusammen? Was hat sich in ihrem Leben verändert, wie hat sich ihr Blick auf die Welt und vielleicht auch ihr feministisch-theologisches Denken verändert, seit sie mit den kleinen und größer werdenden Menschen ihren Alltag teilen? Fünf Theologinnen haben uns schriftlich auf unsere Fragen geantwortet und dabei viel über sich, ihre Beziehungen, ihre Träume und Konflikte erzählt.

Unsere Gesprächspartnerinnen:

Dorothee Wilhelm lebt in der Schweiz in einer WG – die Teil eines Großshaushaltes ist – mit einer Frau und deren Tochter. Nora ist gerade zwölf geworden.

Dr. Choon-Ho You-Martin kommt aus Südkorea, wo sie zwei Drittel ihres Lebens verbracht hat. Sie ist seit 10 Jahren mit einem Deutschen verheiratet. Sie leben mit ihrem 5-jährigen Sohn zusammen.

Prof. Dr. Marie-Theres Wacker hat zwei Töchter, die 13^{1/2} und 16^{1/2} Jahre alt sind. Die ältere kam mit acht Monaten zu ihr und ihrem Mann als Adoptivkind aus Korea, die jüngere Anfang 1988 als knapp 2-Jährige aus Indien, beide über das Kinderhilfswerk „terres des hommes“.

Gabriele Gummel hat gemeinsam mit ihrem Mann drei Kinder: Florian, 8 Jahre, geht ins 2. Schuljahr, Charlotte, 6 Jahre, kommt im Sommer in die Schule, und Luisa, 3 Jahre, kommt im Sommer in den Kindergarten.

Prof. Dr. Hedwig Meyer-Wilmes lebt mit ihrer Tochter Catharina zusammen, die gerade 18 geworden ist.

Dorothee, du bist die einzige Nicht-Mutter in der Runde. Gibt es einen Namen für deinen „Status“? Co-Mutter nennst du dich sicher nicht, bist du eine Freundin oder Schwester oder gibt es überhaupt kein Wort?

Dorothee Wilhelm

Es gibt keins. Ein befreundeter Vater hat mal das Wort „Beziehungstante“ für mich kreiert, als er seinem kleinen Sohn erklärte, es gäbe Verwandtschaftstanten und eben Beziehungstanten.

Noras Schwester bin ich sicher nicht, weil ich ihr auch Grenzen setze. „Co-Mutter“ kenne ich aus lesbischen Partnerschaften, und das ist nicht meine Beziehung zu Noras Mutter.

Ihre Freundin bin ich schon: Sie hat mal gesagt, sie hätte blöderweise gar keine Freundin im Haus. Ich habe dann gesagt: „Wieso? Bin ich nicht deine Freundin?“ Und sie darauf: „Doch schon, aber du bist auch erwachsen, und das ist was anderes.“ Da hat sie Recht, finde ich.

Ich denke, dass die Wortlosigkeit für meinen Status gegenüber Nora eine Entsprechung darin hat, dass ein solcher Status nicht vorgesehen ist. Er hat alle Chancen eines offenen Status: alltäglich neu zu erfinden, was hineingehört und was nicht, und alle Zerbrechlichkeit: Wenn Noras Mutter morgen entscheidet, mit ihr auszuwandern, kann ich dazu nichts sagen außer: „Alles Gute!“

Auch bei Nora wechselt es stark, ob sie mich zur Familie zählt oder nicht. Wenn sie es tut, freue ich mich sehr, wenn sie es nicht tut, verletzt mich das manchmal. Wir sind mal alle zusammen gleichzeitig aus dem Haus gegangen, zufällig. Nora hatte ihr Rollbrett dabei, Verena das Fahrrad, ich den Rollstuhl, und Nora fand: „Wir sind die Rädli-Familie.“ Das fand ich ziemlich bezaubernd.

Ich habe Nora gefragt, was sie eigentlich anderen Kindern sagt, wer ich bin, wenn sie was von mir erzählt. Erst hat sie die Frage nicht verstanden, weil sie doch dann einfach sagt „Dorothee hat dies oder das gemacht.“ Dann, als ich nachgehakt habe, hat sie gesagt: „Dorothee, die Frau, mit der ich auch noch wohne.“

Was hat sich in deinem / In Ihrem Leben verändert durch das Zusammenleben mit einem Kind/ mit Kindern? Wie hast du dich / haben Sie sich verändert?

(Unsere Stichworte: Beziehungsleben – Partner/innen, Freundinnen, Mutter –, Verteilung von Familienarbeit/ Beruf/ Arbeit, Einstellung zur Welt ...)

Marie-Theres Wacker

Ich hätte nicht von mir gedacht, dass ich so „abfahren“ könnte auf die umwerfende Ausstrahlung solcher kleiner Menschenwesen (und den Charme der Größeren!). Mich hat ebenfalls überrascht, dass ich beide Kinder, so klein

sie anfangs noch waren, sehr stark als auf mich zukommende Persönlichkeiten empfunden habe. Irgendwie hatte ich immer den Eindruck, dass der Entwurf ihres Lebens in ihnen selbst steckt und meine Aufgabe nur darin bestand, das hervorzulocken. Inzwischen merke ich eher, dass sich gegenüber den erwachsen werdenden Töchtern meine eigene familiäre Sozialisation und vor allem der Umgang meiner Mutter mit mir und meinen Geschwistern gewissermaßen in vielen instinktiven Reaktionen wiederholt, in guten wie auch in weniger guten Dingen.

Für mich war es eigentlich immer unvorstellbar, mich ausschließlich als („Ehe-)Frau und Mutter“ zu definieren. Aber Modelle einer Verbindung von Kindern und weiblicher Berufstätigkeit hatte ich in meiner Herkunftsfamilie nicht. Damit wohl hängt es auch zusammen, dass wir unsere erste Tochter erst „planten“, als ich schon promoviert war und eine Assistentinnenstelle hatte. Mein Mann war damals ohne Berufstätigkeit (und nutzte die Zeit zur Fertigstellung seiner Promotion). Vorangegangen war dem eine Phase, in der er als Assistent seinen und meinen Lebensunterhalt abgesichert hatte; wir hatten also bereits erste Übung im Rollentausch. Und dieses Muster des Tauschens, das uns zusammen relativ viel Zeit für die Kinder ließ (aber auch dazu geführt hat, dass zwischen meiner Promotion und Habilitation 13 Jahre liegen!), haben wir denn auch – nicht ohne glückliche Zufälle – noch eine Zeitlang beibehalten können. Allerdings war das mehrmals mit gemeinsamen Umzügen über größere Entfernungen verbunden, was u.a. hieß: mehrmals herausgenommen werden aus einem vertraut gewordenen sozialen Umfeld und gewachsenen freundschaftlichen Beziehungen, und immer wieder die neugierigen und oft zudringlichen Fragen an unsere Töchter nach ihrem Aussehen und ihrer Herkunft, die sie aber zunehmend besser kontern lernten. 1996 entschied mein Mann, seine Studienleiterstelle im Rhein-Main Gebiet zu kündigen, um mit den Kindern und mir ins Rheinland zu ziehen, weil ich eine Professur in Köln antreten konnte. Uns war irgendwie klar, dass wir keine „Wochenendfamilie“ wollten. Zur Zeit hat damit wieder er die „Haus-Aufgaben“ übernommen, und noch zeichnet sich, trotz stundenweisen Freiberufertums, nicht ab, ob ihm demnächst der „Wiedereinstieg ins Berufsleben nach der Kinderphase“ gelingen wird ...

Hedwig Meyer-Wilmes

Seit dreizehn Jahren lebe ich mit Cathy alleine, erst aus beruflichen und dann aus persönlichen Gründen. Wenn ich sage, ich lebe mit ihr alleine, trifft dies den juristisch korrekten Zustand, aber nicht die alltägliche Wirklichkeit. Catharina war fünf, als ihr Vater uns verließ und ich fühlte mich die ersten Jahre schuldig, dass ich ihr keine Familie bieten konnte. Cathy hingegen wurde zur Furie, wenn sie auch nur den Schatten eines „Ersatzvaters“ erblickte. Sie gedieh in einer fein abgestimmten zeitlichen Organisation von Kinderfrau und Mutter und das bis zu ihrem zwölften Lebensjahr. Dann erklärte sie mir eines Tages, dass sie groß genug sei, um auf sich alleine aufzupassen. Alleine, zu zweit haben wir nie wirklich gelebt. Sie hielt Kontakt zu Onkel und Tanten, gewann eine Ersatzoma in der Mutter der Kinderfrau und hatte lange Zeit eine polnische große Schwester, die in Nijmegen promovierte. Sie lernte in jungen Jahren so großartige Frauen wie Mercy Amba Oduyoye, Mary Grey und Athalya Brenner kennen und damit auch die Zweisprachigkeit. Sie ging mit sechzehn Jahren nach Amerika, um sich zu beweisen, dass sie sich alleine zurechtfindet. Ich kann mich schon gar nicht mehr an die Zeit erinnern, wie es ohne sie war, nur dass ich es nicht als existenzielle

Veränderung erfahren habe, als ich dann Mutter wurde. Ich habe eher das Gefühl, die ersten achtzehn Jahre meines Lebens war ich große Schwester und die nächsten achtzehn Jahre eben Mutter. Hinzu kam, dass Cathy mit einem schweren Herzfehler auf die Welt kam, so dass sie den ersten Lebenskampf alleine bestehen musste. Das gab mir das Gefühl, dass sie von Anfang an eine Persönlichkeit war, von der ich lernen konnte. Zu der Zeit, als sie auf die Welt kam, arbeitete ich als Gemeindeassistentin in Bielefeld, wohin ich sie die ersten acht Monate mit hin nahm. Glücklicherweise hatte ich einen Chef, der der Auffassung war, dass die Kirche ihre Kinderfreundlichkeit nicht nur auf den Lippen tragen darf, sondern auch institutionell sichern und zeigen muss. In Nijmegen hingegen hatte ich schon damit zu kämpfen, dass wichtige Sitzungen nicht gerade mittags abgehalten werden, wenn ich Cathy vom Kindergarten abholen musste. Wenn ich Geschäftstermine vortauschte, war dies nie ein Problem, doch als ich schlichtweg dazu überging, die Wahrheit zu sagen, wurde das belächelt, aber letztendlich in dieser Welt von Ehemännern und Priestern doch akzeptiert. Eine deutliche Diskriminierung als „alleinstehende Hochschuldozentin für Theologie mit Tochter“ habe ich erfahren, als ich in Kleve vergeblich eine Wohnung suchte. Die Rettung kam letztendlich in einer weniger bürgerlichen Gräfin, die aufgrund ihres Alters keine Ballettstunden mehr geben konnte und dazu überging, ihr Haus zu vermieten. Nun wohnen wir quietschvergnügt in ihrer alten Villa, die zu unserem Zuhause geworden ist. Insgesamt hatte ich immer das Gefühl, mein Kind war nie das Problem, problematisch reagierte höchstens die Umgebung.

Durch meine Tochter habe ich mich verändert, unter anderem, was meine Zeiteinteilung betrifft. Ich habe gelernt, jede kostbare Stunde voll auszunutzen, z.B. um solch einen Artikel wie diesen zu schreiben. Ich arbeite viel effektiver und völlig auf die Situation konzentriert. Sie hat mir abgewöhnt, dass ich einen Arbeitsüberhang mit mir herumtrage. Meine innere Prioritätenliste ist deutlicher geworden: sie stand meistens an erster Stelle und dann erst die Arbeit, d.h. ich gruppierte die Arbeit um Essenszeiten und Schulaufenthalt und nicht andersherum, soweit dies möglich war. Letztendlich hat mir dies auch nur eine bestimmte Form von Karriere ermöglicht, aber auch eine mit weniger Stress und Magengeschwüren. Und ich habe gelernt, mit wenig Geld gut zu leben, denn auch alleinverdienende Hochschuldozentinnen mit niederländischem Gehalt, die in Deutschland leben, sind vor der Gefahr finanzieller Verelendung im Scheidungsfall nicht gefeit.

Dorothee Wilhelm

Ich bin solo. Wenn ich das mal kurz nicht bin, muss ich Nora eine Menge darüber erzählen; sie fragt mich in Sachen Liebe und Sexualität mehr und anderes als ihre Mutter. Meine FreundInnen und Partner haben alle schon mit Nora zu Abend gegessen und Spiele gespielt oder zurückstehen müssen, weil ich sie ins Bett gebracht habe oder weil ich ihr einen Abend zu zweit zugesagt hatte.

Ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht so viel Hausarbeit gemacht. Und ich bin viel häuslicher geworden. Es zieht mich öfter nach Hause, weil ich auch dort was verpassen könnte.

Ich habe jetzt erst begriffen, wie Kinder sind – falls ich es jetzt begriffen habe. Du versprichst ihnen Sicherheit, sobald du eine verbindliche Beziehung zu ihnen aufnimmst. Und du musst das Versprechen halten, ganz egal, ob es dir klar ist, dass du es gegeben hast oder nicht. Ich habe es sehr gern, wenn Nora mich schwierige Sachen

fragt. Ich überlege mir manchmal, wie ich ihr etwas erklären würde, wenn sie fragen würde – einfach so am grünen Tisch. Das Leben mit einem Kind ist für mich mehrdimensionaler als ohne Kinder. Mit Nora zu sein ist eine größere Herausforderung, als ich sie je eingegangen bin. Wenn sie für ein Wochenende oder länger weg ist, freue ich mich ca. drei Stunden, dass es jetzt so ruhig und ordentlich ist, dann fange ich an, sie zu vermissen. Sie geben mehr als sie nehmen. Sie geben Boden, Freundlichkeit, Wärme, Lebendigkeit – was weiß ich, wie das alles in Worte zu fassen wäre.

Choon-Ho You-Martin

Aufgrund unseres bikulturellen Familienlebens habe ich in doppelter Weise einen Kulturschock erlebt. Einerseits gilt eine sogenannte „Mischehe“ in der kollektiv-homogenen Schamgesellschaft Koreas noch als unrein, unsittlich und nicht selten asozial. Dementsprechend hat auch ein „Mischlingskind“ enorme Schwierigkeiten bei der sozialen Integration. Mich schockierten die fast blinden Vorurteile und die ungeahnte Härte der Abgrenzungsmaßnahme interkultureller Lebensformen in meiner eigenen Kultur. Andererseits erlebte ich hier in Deutschland neben der allgemein eurozentrisch-christlichen Bevormundung gegenüber anderen „fremden“ Kulturen nicht selten einen dubiosen Verdacht gegenüber unserer Ehe zwischen einem Deutschen und einer asiatischen „Exotin“. Angesichts der unschuldigen Fragen meines Kindes über seine doppelte Identität im Kindergartenalltag („Mama, ich bin ein ‚Kosmpoli‘. Nicht wahr?“ – dabei wollte er sagen, dass er ein Kosmopolit sei) habe ich oft darüber nachgedacht, wie ich ihm seine Identität kindgerecht erklären kann. Noch gravierender für mich war eigentlich die persönliche und feministische Identitätskrise durch den Verlust meiner Erwerbstätigkeit als Universitätsdozentin in Korea wegen des Zusammenhaltens unserer Familie.

Trotz dieser und anderer Belastungen akzeptierten ich und mein Mann zunächst die Kulturdifferenz zwischen uns als reizvolle Ergänzung. Unser Identitätskonzept blieb dabei ziemlich statisch. Wir respektierten uns gegenseitig, wagten jedoch kaum interpersönliche bzw. interkulturelle Veränderungsprozesse zuzulassen. Unsere ideologische Romantik über Gleichberechtigung, Freiheit und Liebe in der Partnerschaft veränderte sich aber relativ schnell mit dem Beginn unserer Spätelternschaft. Die Dauerheraus-

forderung durch das Kind im Alltag, unser mittelschichtstypischer Erziehungswahn mit dem Motto „Alles aus Liebe zum Kind“, eine Fülle von nicht selten gegensätzlichen Erziehungsratgebern und vor allem kulturell bedingte unterschiedliche Erziehungsansätze verunsicherten uns sehr. Meine mütterliche Bindung an das frühgeborene Kind mit dem bikulturellen Wesensmerkmal neigte sich bis zum Übermaß von Schutzzinstinkt und Sorgen. Ich hatte teils begründete, aber meistens unbegründete diffuse Angst vor irgendwelcher Schwäche aufgrund seiner Frühgeburt und vor rassistischer Diskriminierung gegen ihn.

So wurde mein Alltagsleben immer kindzentrierter. Die sogenannten mütterlichen Werte wie Fürsorge, Schutz, Verantwortung, Opferbereitschaft, Selbsthingabe, Zärtlichkeit, Zuwendung usw. erschienen mir plötzlich doch naturgegebene Eigenschaften einer Mutter zu sein – im Gegensatz zu meiner früheren Überzeugung. Unsere Ehe zog sich dabei immer mehr auf eine konventionelle Rollenverteilung zurück.

Eine sehr irritierende Selbsterfahrung war für mich die innige Freude über die Geburt „meines Sohnes“. Haben meine erlittenen Verletzungen als Mädchen und Frau in der konfuzianisch-androzentrischen Hierarchie Koreas mit der streng patrilinearen Familienstruktur und der bittere Überlebenskampf meiner Mutter, die wegen ihrer „Sohnlosigkeit“ zwangsmäßig geschieden wurde, tief in mir einen Wunschtraum zur Sohnschaft geformt – trotz meines feministisch-befreiungstheologischen Bewusstseins? (Tötung der weiblichen Föten mittels der modernen Medizin ist eine „gängige“ Familienpraxis in Südkorea. Deren drastische Folge wird immer sichtbarer in der ungleichen Geburtsrate zwischen Töchtern und Söhnen – z.Zt. ca. 100 zu 115,4).

Trotz vieler Selbstwidersprüche versuchte ich die „Berufung zur Mutterschaft“ mit meinen feministisch-theologischen Verantwortungsansprüchen zu verknüpfen – oft doch vergebens. Insbesondere durch Wertekonflikte mit meinem Mann kristallisierte sich heraus, dass die kulturelle Differenz zwischen uns nicht einfach eine Zusatzidentität unserer Familie war. Sie beinhaltete im tiefsten andere Menschenbilder und somit auch eine andere Einstellung zur Welt. Nicht etwa durch schöne Theorien der interkulturellen Erziehung, sondern letztendlich durch ständige Reibungs-, Lern- und Integrationsprozesse haben wir eine neue Symbiose im interkulturellen Fami-



Erwarten wir nicht, dass das Kind so spielen wird, wie wir es uns vorgestellt haben.

Fotos: Jane Duncker

lienalltag mit unserem Kind gefunden. Mittlerweise bildet sich eine Art interaktive „Identitätspartnerschaft“ zwischen mir und meinem Mann heraus.

Im Hinblick auf unser Kind frage ich mich nun, ob unsere partnerschaftliche Mühe um eine interkulturelle Identitätsbildung einerseits und die Differenzenerfahrung andererseits in seinen Sozialisationsprozess konstruktiv eingehen wird und eine Orientierungshilfe für sein Leben im postmodernen, globalisierten, multikulturellen Kontext sein kann?

Gabriele Gummel

Seit ich Kinder habe, ist mein Leben unendlich reicher geworden. Ich bin gerne mit ihnen zusammen, sehe sie aufwachsen, zeige ihnen „die Welt“, lasse sie teilhaben an dem, was mir wichtig ist. Ich erfahre allerdings auch meine Grenzen deutlicher: Ich könnte nur sehr schwer allein für meine Kinder zuständig sein, und – besonders als sie noch kleiner waren – ständig und nur mit ihnen (und dem Haushalt) beschäftigt sein. Im Spiegel meiner Kinder sehe ich meine eigenen Schwächen deutlicher; ich spüre meine Ungeduld, wenn es mir – auch mit ihnen – zu viel wird.

Ich kann mir ein Leben ohne Erwerbsarbeit nicht vorstellen und nahm deshalb bei jedem Kind nur ein paar Monate Erziehungsurlaub, so dass ich die Kinder gut stillen konnte. Danach ging ich jeweils in meine volle Stelle als Gemeindepfarrerin zurück. Bei den ersten beiden Kindern arbeitete mein Mann mit halber Stelle (er ist Lehrer); für die Vormittage hatten wir eine Kinderfrau. Seit dem dritten Kind ist mein Mann im Erziehungsurlaub; wir planen, dass er in etwa drei Jahren wieder mit ganzer Stelle anfängt und ich dann auf eine halbe Stelle reduziere. Es hat manche Krise, Verhandlungen (und Nach-Verhandlungen) gekostet, bis wir zu dieser Lösung der Familienarbeit bzw. der Verteilung der Erwerbsarbeit gekommen sind, aber im Moment sind wir sehr zufrieden damit. Ich glaube, Kinder stellen für eine Partnerschaft eine große Belastungsprobe dar, denn die gerechte bzw. allen Beteiligten (Mutter, Vater und Kindern) gerecht werdende Verteilung der Ressourcen an Zuwendung, Zeit und Geld in der Familie ist ein sehr labiler Zustand.

Zeit für mich selbst, für meine eigenen Bedürfnisse, für meine Freundinnen fehlt mir zur Zeit am meisten. Das ist typisch für meine heutige Situation, und ich gehe davon aus, dass sich das auch wieder ändern wird.

Gibt es einen Zusammenhang zwischen deiner/ Ihrer feministisch-theologischen „Identität“ (deiner Arbeit, deinem Denken) und deinem/ Ihrem Mutter-Sein bzw. deinem/ Ihrem Leben mit Kindern?

Wie verändert sich durch dein/ Ihr Zusammenleben mit Kindern dein/ Ihr feministisch-theologischer Blick auf die Welt?

Dorothee Wilhelm

Ich habe zu Anfang über meinen zerbrechlichen Status geschrieben: Vielleicht ist es meine spirituellste Herausforderung, diesen auszuhalten. Ich glaube, viele Frauen bekommen Kinder, um kampfflos für jemanden die Nummer eins zu sein – ich bin mit Kampf die Nummer zwei bis drei, wenn ihr Papa kommt zum Beispiel. Mein Status bedeutet, oft, wenn es existenziell wird, in die zweite Reihe zu müssen. Meine Liebe zu Nora – und zu

einigen anderen Kids – und das, was es bei mir für sie gibt, wird unsichtbar. Wenn es für irgendwelche anderen Erwachsenen unsichtbar wird, ist das ja halb so wild; schmerzhaft ist es für mich, wenn es scheinbar für die Kinder selbst so ist. Spirituell daran ist für mich das Ausgeliefertsein an das, was andere aus mir machen, das nicht Rechnen – nicht, weil ich so ein großzügiger Mensch wäre, sondern weil das Rechnen nichts nützt, das Vertrauen in Veränderung, Gegenwart ...

Wie sich mein Blick verändert? Ich bin lieber auf der Welt. Zusammensein mit Kindern macht mich gegenwartsfähig, weiter, klarer. Worauf es ankommt: Auf das gute Leben miteinander, dass alle bekommen, was sie brauchen, dass es genug Spaß gibt ...

Gabriele Gummel

Mein feministisch-theologischer Blick auf die Welt ist differenzierter, schärfer, genauer und wesentlich nüchterner geworden; gleichzeitig fallen mir allgemeine grundsätzliche Aussagen viel schwerer als früher. Ich bin sehr aufmerksam geworden für Inkongruenzen und Inkonsequenzen: Sehr häufig beobachte ich, dass das, was Frauen sagen und fordern in Bezug auf ihre Arbeit, ihren Partner oder ihre Kinder, und wie sie handeln, nicht übereinstimmt. Ein Satz wie „Mein Mann kümmert sich viel um die Kinder“ kann in der Praxis unendlich viel bedeuten. Meine Maßstäbe sind an dieser Stelle sehr hoch und weichen von denen meiner Umgebung in der Regel ab. Eine Diskussion oder ein – auch nur vorsichtiges – infrage stellen der Sichtweise einer anderen Frau führt nach meiner Erfahrung nur zu heftigstem Streit und wird sehr schnell mit Kontaktabbruch geahndet. Meine Erfahrung mit mir selbst und anderen Mütter ist, dass an vielen Stellen „ideologische“ oder grundsätzliche Behauptungen ihre letzte Begründung in der eigenen Biografie haben und dass die eigene Lebensgeschichte und die eigenen tiefsten Bedürfnisse ein viel stärkeres Gewicht haben, als wir uns oft eingestehen.

Marie-Theres Wacker

Ich hatte lange Jahre den Eindruck, dass ich in der feministisch-theologischen Szene meine Kinder (mitsamt meinem Mann) eher „verstecken“ musste. Es gab da wenig Frauen, die an eine Vereinbarkeit von Feminismus und Familie glaubten und das womöglich auch zu leben suchten. Vielleicht kann das heute anders sein, weil zur Entdeckung der Differenz unter Frauen auch diese Facette gehört?

Was für meine feministische Theologie ganz konkret das Leben mit meinen Töchtern austrägt, das ist das Gegengewicht, das schon ihr bloßes Dasein meiner Neigung, über den Schönheiten der Theorie die Praxis zu vergessen (das ist ja auch in der feministischen Theorie, trotz aller Forderungen von Erfahrungsbezogenheit leicht möglich!), entgegenhält. Die beiden gewissermaßen ideologisch zu indoktrinieren, zu „guten Feministinnen“ zu machen, das habe ich mal als meine Aufgabe angesehen, als sie klein waren. Momentan fahren sie eher auf Nathalie de Borah bzw. Britney Spears ab als auf feministische Künstlerinnen – was mich bisweilen in melancholische Meditationen über das Ende des Feminismus (oder doch seine Metamorphosen? Aber wohin?) treibt.

Hedwig Meyer-Wilmes

Wenn ich versuche, einen Zusammenhang zwischen meinem feministisch-theologischen Blick und meinem

Dasein als Mutter einer Tochter herzustellen, komme ich ins Grübeln. Ich will nicht verschweigen, dass mich die feministisch-theologische Literatur, was religiöse Kindererziehung betrifft, immer ziemlich alleine gelassen hat, ob nun bei Taufe oder Kommunion. Als Cathy vor zehn Jahren zur Kommunion kam, hat sie den „normalen“ Kommunionunterricht unserer Pfarre mitgemacht, ohne ihre Freunde und Freundinnen. In Absprache mit dem Pfarrer konnte ich den Kommunionunterricht in der Intimität einer Mutter-Tochter-Katechese fortsetzen, weil meine Tochter sich weigerte, weiter an dem „normalen“ Unterricht teilzunehmen. Ich habe das akzeptiert, aber gleichzeitig darüber sinniert, welche anderen Orte religiösen Engagements überhaupt für sie möglich wären. Ich wollte, dass sie zumindest versteht, warum ihre Mutter die jüdisch-christliche Religion „cool“ findet und nicht nur „ätzend-langweilig“. Cool fand sie die Bibel dann, wenn sie im Religionsunterricht in der Schule den Lehrer damit versicherte, auf die Frage, wer denn die Frau Adams gewesen sei, mit Lilith zu antworten. Erst in den letzten Jahren habe ich begriffen, dass sie die religiösen Bilder und Geschichten, die ich retten möchte, nicht erkämpft oder einklagt, sondern ganz selbstverständlich malt und dichtet. Letzte Woche ist die Gräfin gestorben, sie wurde zwei Tage vor Cathys Geburtstag beerdigt. Meine Tochter hat für sie ein Gedicht gemacht, was nicht nur mein mütterliches Herz, sondern auch meinen TheologInnenverstand gerührt hat.

La danse solitaire

*Schweigt still, Ihr Winde!
Ich mahne Euch
lauscht dem letzten Atemzug
wie er zaghaft die gepeinigste Brust verlässt
seht die müden Augen
wie sie von fremder Hand auf ewig geschlossen werden.*

*Euch Nebel bitte ich
seid der Tüll des Kleides
ihr Tautropfen seid sein Schmuck.*

*Tanzschritte nun, Ihr Magnolienblüten
die Ihr Euch sacht vom Zweige löst
seid der Balletteuse einsamer „pas de deux“.*

*Ach, nicht enden wollende Leidenschaft, Passion!
Ach, nicht dauernde Jugend
werdet Ihr nun beide zu Grabe getragen?*

*Oh Tor, oh Unwissende!
Sollst Du doch keine Deiner Tränen vergießen
kannst Du doch den fliegenden Spitzenschuhen
auf dem Parkett lauschen
wo der Geist – mit Seele doch losgelöst vom Leib
auf ewig durch die Zimmer tanzt.*

*Und wie ich innehalt:
hör ich den Flügel leise klingen
und fühle ich
die unerträgliche Leichtigkeit des Seins
die erst im Nichtmehrsein erreicht ist.*

In der Flugschrift „Liebe zur Freiheit, Hunger nach Sinn. Über Weibwirtschaft und den Anfang der Politik“ hat ein Satz für Auseinandersetzungen gesorgt: „Mütter tragen die volle Verantwortung für ihre Kinder.“ (S. 18)

Die Autorinnen formulierten diesen Satz als Beschreibung der Realität und positive

Wertschätzung der Mutterschaft / der mütterlichen Autorität in unserer Gesellschaft. Die Kritik entzündet sich daran, dass ein Status Quo verherrlicht werde, der gleichberechtigte Erziehungsarbeit verhindert und Frauen auf ihre Mutterrolle festlegt. Wie beurteilst du / beurteilen Sie vor dem Hintergrund deiner / Ihrer Erfahrungen diese These der Flugschrift?

Choon-Ho You-Martin

Ich beantworte diese und die vorhergehende Frage gemeinsam – aus meiner persönlichen, damit auch eng begrenzten Lebens- und Glaubenserfahrung: Ein Befreiungsschlag für mich aus der Gefangenschaft der sich aufopfernden Mutterrolle kam aus der konkreten Wahrnehmung des Subjekt-Seins meines Kindes, der Einzigartigkeit seiner Person und seiner voll ausgeprägten Individualität mit der greifbaren Lebensenergie. Auch wenn es noch so klein ist, ist es kein Mängelwesen, das völlig von meinem mütterlichen Dasein abhängig ist. Freilich spielte für diese neu gewonnene Gelassenheit und Überzeugung zur ontologischen Daseinskompetenz des Kindes sowohl mein persönlicher Glaube an das allumfassende Heilswirken Gottes als auch das Grundvertrauen zum Humanum eine große Rolle. Wie mir ist auch dem Kind die persönliche Ich-Du-Beziehung mit Gott und den Mitmenschen gegeben. Selbst Mutterliebe und volles Verantwortungsbewusstsein für das Kind erscheinen dann in einem anderen Licht. Ich übernehme die volle Verantwortung für das Kind nicht ausschließlich aufgrund der weiblichen Autorität in der Kindererziehung oder des Zusammenhangs von Gebärfähigkeit, Mütterlichkeit und Geschlechterdifferenz, sondern schließlich weil ich es als DICH liebe – auch wenn das Credo sehr trivial und banal klingen mag. Seit dieser Wende-Erfahrung steht auf der Sinn-Mitte meines Mensch-Seins nicht nur mein Mutter-Sein, sondern wieder mein Person-Sein und Frau-Sein.

Ein Kind zu haben bedeutet, in der Tat alles bisher Erlebte, Erfahrene, alle Denkgewohnheiten und Lebensformen, die ich mir bis dahin angeeignet habe, zu hinterfragen und neue Sinndeutungen zu finden. Ohne Zweifel hat sich der Verstehenshorizont meiner feministischen Lebenshermeneutik durch die Mütterlichkeitserfahrung erweitert.

Im reflektierten Spiegelbild gegenüber meinem Kind und durch vielfältige Alltagskrisen verstärkte sich mit der Zeit meine Selbstwahrnehmung als eine „Frau“ im Zusammenhang persönlicher und kontextueller Lebensfaktoren. Auch die unsichtbare, alltägliche Lebenswelt anderer Frauen, die ich früher mehr oder weniger nebenbei kannte, zeigt sich nun mit bunten Farben, Freude, aber auch mit Schmerzen und Ohnmacht. Ich lerne verschiedene kulturspezifische Alltagsbiografien der Frauen mit Kindern oder ohne Kinder und ihre Befreiungskämpfe aus anderer Perspektive zu sehen. Erst jetzt kann ich meine eigene Mutter als eine „Frau“ mit ihren Wünschen, Träumen, Leiden und Tränen viel näher wahrnehmen. Meine Solidarität zu den Frauen und Kindern, die global und lokal unter Unterdrückung, Ausbeutung und Gewalt leiden, besteht nicht mehr aus den kalten Daten der soziologischen Frauen- und Familienforschung, sondern vielmehr aus dem alltäglichen Mit-Fühlen und Mit-Erfahren.

Marie-Theres Wacker

Im vierten Abschnitt der „Flugschrift“ finde ich die Grundperspektive spannend, dass die Beziehung zwischen Kindern und Müttern in den Vordergrund gerückt wird und Erziehung darauf bezogen und daran gemessen wird. Ich habe aus diesem Abschnitt für mich zum einen den positiven Impuls herausgehört, sich nicht von objektiv und normativ scheinenden Erziehungsidealen unter Druck setzen zu lassen (was von Professorinnenkindern so alles erwartet und vorausgesetzt wird: „Was wollen ihre Töchter denn studieren?“ – „Mm, die jüngere will Automechanikerin werden...“) Zum anderen ist mir wichtig festgehalten zu finden, dass Kinder lernen können und sollten, dass Mütter nicht immer nur „für sie da“ sind, sondern auch eigene Bedürfnisse haben und dafür Raum sein muss. In diesem Sinne kann ich den heiß diskutierten Satz sozusagen als Kurzform der Formulierung auf S. 19 verstehen: „Wenn Frauen sich ihrer vollen Verantwortung für die Beziehung zu ihren Kindern bewusst werden und ihre Entscheidungsmacht wie auch ihre eigenen Wünsche und Maßstäbe bejahen, wird ihr Leben leichter.“

Allerdings – wie sollte das konkret aussehen? Frau braucht schlicht und einfach Unterstützung im ganz alltäglichen Chaos der familiären Kleinarbeit – und das sicher nicht nur als Berufstätige. Vielleicht ist es ein Feminismus des Alltags und der kleinen Schritte, der in den Vordergrund tritt, sobald Feministinnen Mütter werden? Und bei dem sie dann unbedingt andere Menschen brauchen, die sie ab und zu daran erinnern, dass es auch noch Langzeitperspektiven und gar Utopien gibt?

Auf zwei ganz anderen Ebenen aber wird mir der Satz „Frauen tragen die volle Verantwortung für ihre Kinder“ sehr problematisch. Ich denke zum einen an die leiblichen Mütter meiner Töchter. Auf sie bezogen ist dieser Satz falsch, sogar zynisch, setzt er doch einen materiellen, sozialen und emotionalen Raum, in dem Verantwortung möglich ist, voraus, den diese Frauen nach dem wenigen, was wir über sie wissen oder vermuten können, nie hatten. Ich denke zum anderen an Frauen, die gern „die volle Verantwortung für ihre Kinder“ übernehmen würden, aber ungewollt kinderlos bleiben (und die deshalb auch nicht unter den in Punkt 7 der Flugschrift genannten bewusst allein lebenden Frauen erfasst sind).

Für solche Frauen oder Paare sind wir weit entfernt davon, gesellschaftliche Modelle anbieten zu können, die ein Leben ohne Kinder erfüllt und sinnvoll erscheinen lassen. Wohl aber sind in den letzten 10 Jahren allein in der Bundesrepublik mehrere Dutzend Fertilitätszentren entstanden und blüht zwischen den reichen Industriestaaten (als „Abnehmern“) und (als „Lieferanten“) den Ländern Osteuropas sowie der Dritten Welt der internationale Kinderhandel. Angesichts solcher Zusammenhänge greift der Satz „Frauen tragen die volle Verantwortung für ihre Kinder“ schlicht ins Leere....

Gabriele Gummel

Ich finde die Aussage aus der Flugschrift hochspannend. Als Beschreibung der heutigen Realität ist sie meiner Erfahrung nach zu einem hohen Prozentsatz richtig, denn in der Tat trägt die Mehrzahl der Mütter die volle und oft auch alleinige Verantwortung für die Kinder. Gradmesser dafür könnte sein, wie verantwortlich sich Mütter und Väter für die

Kinder fühlen: Was sie über die Kinder wissen und wieviel sie für ihre Kinder sorgen.

Der Satz aus der Flugschrift könnte auch eine Forderung sein: Ich erlebe oft, dass Frauen zwar für die Familienarbeit mit all ihren Alltagsbesorgungen zuständig sind, wenn es aber „ernst“ oder „wichtig“ wird, ist der Vater plötzlich dabei. Partnerschaftliche, gleichberechtigte Entscheidung über das Wohl des Kindes heißt die Idee; wegen der realen häufigen Abwesenheit und des Nichtwissens der Väter ist sie aber eine Farce. Das größere Wissen der Mütter von ihren Kindern, ihre Intuition und eben die volle Verantwortung wird ihnen nicht zuerkannt. In diesem Sinne wird der Status Quo auch nicht verherrlicht, sondern den Müttern, die Verantwortung für die Kinder tragen, wird zugetraut, alle Entscheidungen in Bezug auf die Kinder – ohne männliches „Dazwischenreden“ – fällen zu können und damit die volle Verantwortung zu haben. Ein völlig anderes Modell ist die – dann aber bitte wirklich – gleichberechtigte Erziehungsarbeit. Nach meiner Erfahrung ist das schwer möglich, es sei denn zeitlich versetzt. Seit mein Mann zu Hause und damit für die Kinder zuständig ist, lerne ich, seine Verantwortung für die Kinder zu respektieren und nicht unabgesprochen einzugreifen. Als wir beide arbeiteten und beide für die Kinder zuständig waren, gab es viel mehr Abstimmungsprobleme und mein Gefühl war ganz oft, dass die Verantwortung letztlich doch an mir hängen blieb. Für die Kritikerinnen des Satzes von der vollen Verantwortung der Mütter sollte er Ansporn sein, nach Modellen einer wirklich gleichberechtigten und gleich beteiligten Erziehungsarbeit zu suchen – und er sollte sie sehr kritisch hinschauen lassen auf ihre eigene Wirklichkeit, die vielleicht doch erheblich von den eigenen Idealen abweicht.

Dorothee Wilhelm

Da ich Verantwortung übernehme, so lange sie mir eineR überlässt, und sie mir leicht wieder entzogen werden kann, finde ich, dass dieser Satz die gesellschaftlichen Netze von Verantwortlichkeiten nicht in seine politische Phantasie bekommt.